

Digitales Brandenburg

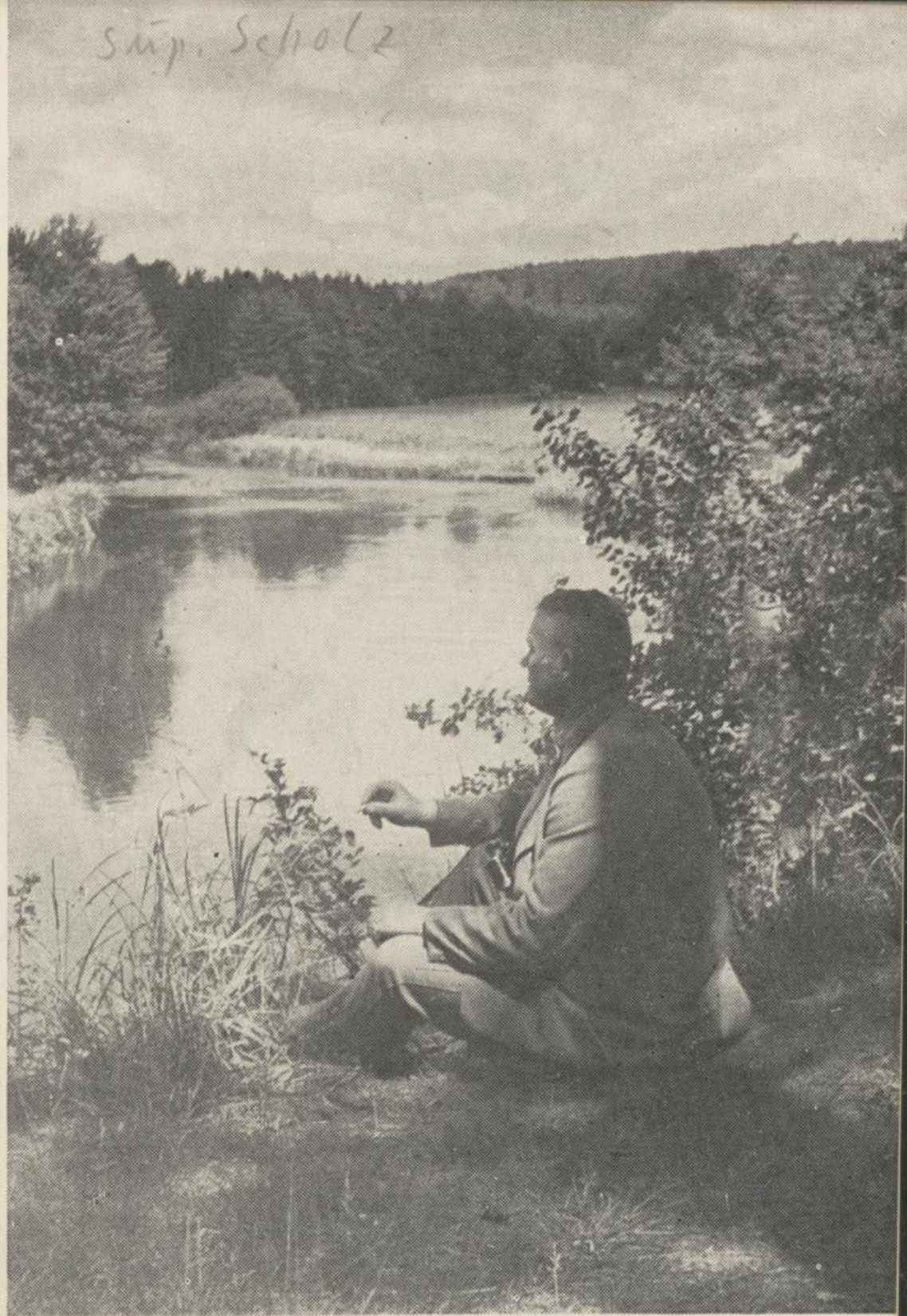
hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

5 (1957)

5

Unser HEIMAT



P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Wignitz



Alte Eiche im Hagen, Perleberg

Aquarell von Hans Seiler, Perleberg

Diese Eiche stand unter Naturschutz und mußte im März 1957 gefällt werden

Aus dem Aufruf des Kreis-Maikomitees

Wie alljährlich, so wenden wir uns auch dieses Jahr bei der Vorbereitung des 1. Mai an Euch, die Einwohner unseres Kreises.

Gemeinsam erzielten wir im vergangenen Jahr große Erfolge:

Es festigte sich der Sozialismus auf dem Lande, eine gute Ernte wurde von allen Bauern eingebracht.

Die Volkseigene Industrie des Kreises erfüllte den Plan mit 108,2 Prozent. In Wittenberge nahm die erste Zellglasfabrik der Deutschen Demokratischen Republik die Produktion auf, und Wittenberger Nähmaschinen haben Weltruf!

In gemeinsamer Arbeit entwickelten wir auf der Grundlage der Beschlüsse des Zentralkomitees der SED und der Volkskammer die sozialistische Demokratie zu größerer Höhe, somit haben wir in unserem Kreise zur Festigung der Staatsmacht der Arbeiter und Bauern beigetragen.

Gemeinsam mit den Bruderparteien aller Länder, gemeinsam mit allen friedliebenden Kräften schlugen wir die friedensfeindlichen Angriffe der Imperialisten zurück. Das vergangene Jahr lehrte:

Wir sind stärker als die Imperialisten!

Arbeiter und Angestellte!

Frauen und Jugendliche!

Angehörige der Intelligenz!

Setzt alle Kraft ein zur Erfüllung und Übererfüllung unserer Pläne. Gute Produktionsleistungen sind der beste Beitrag zur Vorbereitung des 1. Mai.

Das Internat der Goethe-Oberschule in Perleberg

Schon seit langem sind die verantwortlichen Schulmänner und Stadtväter davon überzeugt, daß die Perleberger Oberschule ein Internat haben müsse; denn fast die Hälfte der Schüler stellt das Land. Aus allen Dörfern rings um Perleberg kommen sie Morgen für Morgen entweder mit der Bahn oder mit dem Rad. Das sind die sogenannten Fahrschüler, von denen man nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns sprechen kann. Wenn der Städter noch im tiefsten Schlaf liegt, rasselt für den Fahrschüler der Wecker. Vielleicht hat es geschneit über Nacht, ein eisiger Ost fegt den Schnee zu Wehen zusammen, und 15 Kilometer sind zu bewältigen. Klamm und durchgefroren kommt er in der Schule an, und er hat schon eine Leistung vollbracht, ehe die beginnt, um derentwillen er die Strapazen auf sich genommen hat. Und die Bahnfahrer sind nicht viel besser dran, sie kommen oft erst am späten Nachmittag heim und beginnen mit ihren Schularbeiten, wenn der Städter ins Kino geht.

Zwar gab und gibt es Pensionen, und in vielen Fällen waren die Schüler dort nicht schlecht untergebracht, sie wurden gut versorgt, und manche Pensionsmutter ließ es sich nicht nehmen, ihre Schutzbefohlenen zu umgänglichen Menschen zu erziehen; aber in nicht wenigen Fällen stand es schlecht um diese Erziehung: Es ging hoch her, und die Jungen tanzten ihrer Pensionsmutter auf der Nase herum. Zudem kostete der Aufenthalt in einer Pension viel Geld, und nur den Begüterten war es möglich, ihre Kinder in die Stadt zu geben. Wir aber wollen vornehmlich den Kindern der Arbeiter und werktätigen Bauern die bestmögliche Ausbildung zukommen lassen. Für diese Kinder mußte ein Internat geschaffen werden. Das war nach 1945 eine der vordringlichsten Aufgaben einer verantwortungsbewußten Schulleitung. Sie zu lösen, hatte sich schon Herr Direktor Mittag mit seiner nie erlahmenden Tatkraft bemüht. Wenn Herr Direktor Schmidt, nicht weniger beharrlich suchend und von den Vertretern der Stadt nachdrücklich unterstützt, erst jetzt eine befriedigende Lösung gefunden hat, so sind die Gründe in der Raumnot zu suchen, an der wir infolge des Krieges leiden, in der Schwierigkeit, ein geeignetes Haus zu finden. Als die Sowjetarmee im Juli 1956 das Haus Wittenberger Straße 11 zur Verfügung stellte, griff der Rat der Stadt zu. Aus Investmitteln stellte

der Staat rund 75 000,— DM zur Ausgestaltung und Neuherrichtung bereit, und so konnte das Internat am 14. Januar 1957 feierlich eröffnet und der Schule zur Nutzung übergeben werden.

Was nun hier für unsere Jungen und Mädchen geschaffen ist, kann man wirklich als ein Heim bezeichnen. Ich war vor etwa zwei Dezennien an eine Oberschule tätig, deren Internat in einem alten Forsthaus untergebracht war. Ringsum rauschten die Bäume, das war schön, gewiß, aber die Zimmer waren klein und dunkel. Zu je sechs in einem Raum untergebracht, schliefen die Schüler in Etagenbetten, und im Winter war es so kalt, daß wir den Reif von den Wänden kratzten; die Waschräume waren im Keller untergebracht. Als Aufenthaltsraum diente ein Saal, wie man ihn von Dorfgasthäusern her kennt. Das war eine Stätte ohne Trost für Kinder, die ja doch noch der Nestwärme bedürfen. In unserem Internat stehen 11 helltapezierte Schlafräume den Alumnen zur Verfügung. Drei bis vier Schüler bzw. Schülerinnen bewohnen also ein Zimmer, das zugleich als Arbeitsraum gedacht ist. Im ersten Stock hausen die Mädchen, im zweiten die Jungen. Im Parterre sind der Speiseraum, appetitanregend in seiner Sauberkeit, mit seiner modernen Wandbeleuchtung und seinem schönen Bildschmuck, die Küche und das Büro der Heimleiterin untergebracht. In einem Gemeinschaftsraum sollen sich die Jungen und Mädchen bei Musik heimisch fühlen, die ein moderner Rundfunkempfänger liefert. Dort können sie Nachrichten und Vorträge hören. Der Preis für den Aufenthalt mit voller Verpflegung beträgt ca. 45,— DM, wobei zu bedenken ist, daß die meisten Schüler als Arbeiter- und Bauernkinder eine Unterhaltsbeihilfe in etwa gleicher Höhe oder mehr erhalten.

Natürlich müssen sich die Schüler einer Hausordnung fügen. Das bedeutet für einige, die in Freiheit dressiert lebten und abends aushäusig zu sein pflegten, eine Umstellung und einen gewissen Zwang, dem sie sich vielleicht mit Widerstreben unterwerfen, dessen Heilsamkeit sie jedoch bald erkennen werden. Denn was zunächst als Zwang erscheint, ist nichts anderes als Gewöhnung an Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung, wobei die Heimleitung vor einer Aufgabe steht, die nicht leicht ist und erst dann als gelöst angesehen werden kann, wenn die unmerkliche Lenkung und Erziehung durch die Gemeinschaft das Kommandowort des Leiters überflüssig macht. Der Erfolg kann nicht ausbleiben, wenn die Schüler ihrerseits nicht vergessen, daß sie einem Staat Dank schulden, der nicht nur für ihre Ausbildung, sondern auch für ihr leibliches Wohl insofern sorgt, als er ihnen so helle, wohnliche und anheimelnde Räume zur Verfügung stellt, wie sie ein Internat nur bieten kann.

Havelberger Schiffs-, Wind- und Wassermühlen

Die fortschreitende Kolonisation des märkischen Wendenlandes löste die Handmühle der ältesten Zeit ab und schuf die Wassermühlen.

Eine besondere Art von Wassermühlen bezeichnen wir als Schiffsmühlen. Mehrere solcher Schiffsmühlen befanden sich früher in Havelberg auf dem Stadtgraben und beim Mühlenholz auf der Elbe, daher auch der Name.

Die Schiffsmühlen hat wahrscheinlich Belisar 536 erfunden, als er in Rom von den Goten belagert wurde. Schon aus dieser Tatsache geht hervor, daß zu ihrer Anlage und zu ihrem Betriebe keine besonderen Umstände nötig waren. Für eine Schiffsmühle ist ein genügend großer Fluß Voraussetzung, weil er ohne jede künstliche Stauung allein durch die Kraft seiner Strömung das Wasserrad in Bewegung setzen muß. Die Schiffsmühlen sind darum stets unterschlächtig, weil das Wasser die unteren Schaufeln des Wasserrades trifft und sie nach vorn stößt. Jede Anlage besteht aus zwei Einzelschiffen; der Mahlgang ist auf dem größeren „Hausschiff“ aufgebaut, während das kleinere „Wellschiff“ die Welle des Wasserrades tragen hilft; das von der Strömung getriebene Wasserrad liegt also zwischen beiden Schiffen. Die Schiffe mußten verankert werden, weil sie sonst von der Strömung fortgerissen worden wären.

Das Modell einer Schiffsmühle befindet sich am Havelberger Heimatmuseum.

Die Schiffsmühlen bestanden übrigens im Mittelalter durchweg aus Holz; sie waren so einfach gebaut, daß sie jederzeit verlegbar waren.

Sie lagen in Havelberg außerhalb der naturgeschützten Stadt und des befestigten Domes, was für sie in Kriegszeiten und bei Feindseligkeiten manchmal verhängnisvoll werden konnte.

Diese Tatsachen lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß sich solche mittelalterlichen Mühlen im ursprünglichen Zustande bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Alte Windmühlen sind für uns heute schon landschaftliche Denkmäler: So sehr sind sie mit der sie umgebenden Landschaft verwachsen, und solchen Eindruck machen sie auf den Heimatfreund. Sie werden als echt deutsch empfunden, wenn sie auch keine deutsche Erfindung sind.

Die Havelberger Windmühlen sind in den letzten Jahrzehnten in schneller Folge stillgelegt, auf Motorbetrieb umgestellt und der Flügel beraubt oder ganz verschwunden.

Die Windmühlen sind zuerst durch die Kreuzfahrer aus dem Orient nach Europa verpflanzt worden. In Havelberg tauchen sie, wie wir noch sehen werden, Anfang des 14. Jahrhunderts auf.

Bei den Windmühlen unterscheiden wir zwei Arten: die deutschen oder Bockwindmühlen und die Holländer Windmühlen. Die Bockwindmühlen haben davon ihren Namen, daß ihr ganzes hölzernes Gebäude auf einem Zapfen oder Ständer ruht, der wegen der darin angebrachten Schwellen und Streben auch der „Bock“ genannt wird. Wenn die Flügel nach dem Winde gedreht werden sollen, muß das ganze Gebäude gedreht werden; die Drehung der Mühle wird ermöglicht durch einen langen Hebel an der Hinterwand des Gebäudes, den Sterz, der bei starkem Wind auch zugleich als Stütze dient.

Die Holländer Mühle gehört der neueren Zeit an. Zuerst wurde sie 1550 in Flandern gebaut und unterscheidet sich dadurch grundlegend von der Bockwindmühle, daß sie fest mit dem Erdboden verbunden und darum im allgemeinen aus Stein gebaut ist. Bei ihr wird die Haube, der Dachaufsatz mit den Flügeln, durch den Sterz gedreht; um den Sterz bedienen zu können, befindet sich an der oberen Hälfte des steinernen Gebäudes ein Umgang.

Aus der Bauweise der beiden Windmühlenarten ergibt sich, daß die Bockwindmühlen gewöhnlich nur einen Mahlgang hatten, während bei den Holländer Mühlen zwei Mahlgänge üblich waren. Im Mittelalter haben wir es jedoch nur mit Bockmühlen zu tun. Sie bestanden durchweg aus Holz. Man kann darum die Bockwindmühle mit Recht die „deutsche Windmühle“ nennen, wenn sie auch keine deutsche Erfindung ist.

Die Mühlengerechtigkeit zu Havelberg war vermutlich ursprünglich ein dem Mitbesitze des Bischofs an der Stadt Havelberg anklebendes Recht gewesen und von dem Bischof dem Domkapitel überlassen. Mittels derselben hatte das Domkapitel die Befugnis, Mühlen anzulegen in und außerhalb der Stadt, in welcher Zahl und Art es wollte, und die Nutzung dieser Mühlen für sich zu beziehen. Die Einwohner der Stadt und der Häuser unter dem Berge aber durften auf keinen anderen Mühlen mahlen lassen (Mahlzwang), wogegen das Domkapitel verpflichtet war, sie in der Forderung der herkömmlichen Mahlmetze nicht zu übervorteilen. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts hatte das Domkapitel dreierlei Arten Mühlen teils in, teils bei der Stadt anlegen lassen, eine Roßmühle in der Stadt, mehrere Schiffsmühlen teils im Stadtgraben, teils in der Havel und eine Windmühle, etwas später eine weitere, auf dem sogenannten Damm. Welcher Damm nun damit gemeint ist und wo er lag, ist nirgends gesagt; vermutlich befand er sich aber an der Südwestseite des Campsgebietes.

Hier lag früher innerhalb des Castrums, also unmittelbar vor dem damaligen Kloster, ein großer, mit Bäumen bepflanzter Garten, in dem das Haus des Bischofs und auch, auf einem kleinen Hügel, die Kapitelsmühle standen.

Eine Urkunde vom Jahre 1373 spricht dagegen von zwei Windmühlen „auf dem Berge vor dem Kloster“. (Riedel III. S. 294). Die Mühlen zusammen nannte man das Havelberger Mühlenwerk, das damals um 1350 vom Rat der Stadt dergestalt zu Lehn genommen wurde, daß dem Domkapitel eine jährliche Abgabe von 20 Pfunden Brandenburgischer Pfennige vom Ratshause dafür entrichtet werden mußte, wogegen die Stadt das Mühlenwerk zum Besten des Rathauses verwaltete und nutzte. (Riedel Bd. I, S. 30—33, Bd. III, S. 26/27, 39, 277/278, 296/298).

Als die Stadt aber in Zahlung der Mahlabgabe säumig wurde, kam es zu einem langen Streit, bis zu einer förmlichen Rechtsentscheidung durch den Markgrafen im Jahre 1373. Es wurde der Stadt der Besitz der Mühlen aberkannt und dem Kapitel freigestellt, so viel Mühlen, als es für sich gut befände, zu erbauen. Von der Roßmühle, welche das Kapitel innerhalb der Stadt besaß, wurde ihm das Eigentum an dem Grundstück zugesprochen, frei von bürgerlichen Abgaben und Diensten, namentlich vom Schosse, von den Nachtwachen und der Wache in den Toren. Zur Sicherheit der Stadt wurde noch beschlossen, daß nur bei Tage Ab- und Zugang zu den Mühlen in der Stadt geduldet werden sollte, während der Nacht aber bei verschlossenen Toren auch mit Kähnen von der Mühle aus kein Ausgang aus der Stadt stattfinden dürfe. Dabei wurde den Bürgern der Stadt sowie den Einwohnern unter dem Berge die Vergünstigung zuteil, daß sie in diesen Mühlen zuerst mahlen, nämlich vor fremden Mahlgästen mit ihrem Mahlgute befördert werden sollten.

Übrigens währte der Havelberger Mühlenstreit mit Unterbrechungen von 1354 bis 1581. (Riedel).

Die vorstehend bereits erwähnte Roßmühle auf der Stadtinsel war einstmals für die nahe und weite Umgebung von großer Bedeutung, denn bei Windstille, oder wenn die anderen Mühlen versagten, war man auf sie, die viel Verkehr heranzog, angewiesen. Reichte die Roßmühle nicht aus, so taten noch die Schiffsmühlen auf dem Stadtgraben oder der Havel und Elbe beim Mühlenholz das ihre. Die Roßmühle befand sich in dem großen, gut erhaltenen alten Fachwerkhause des inzwischen verstorbenen Schmiedemeisters Heins. Pferde brachten durch einen Göpel das Getriebe in Gang. Davon haben die Mühlenstraße und die von der Mühlenstraße zur Havel führende Roßmühlenstege ihre Namen.

Eine Ansicht von Merian aus dem Jahre 1652 läßt eine Windmühle nordöstlich des Domes in der Gegend des Müllertores erkennen, während uns der Stich von Schenk (um 1709) zwei Windmühlen nordwestlich auf dem Camps zeigt. Nach einer alten Karte aus dem Jahre 1816 standen rechts



Aufn.: K. Krüger, Perleberg

Junges Rehkitz im Brombeergebüsch bei Ponitz

am Wege nach Glöwen am Campsgebiet zwei Windmühlen, hinter welchen sich noch eine Mühle befand, und auf dem Wege links nach Toppel, in unmittelbarer Nähe der Straße nach Glöwen, stand eine weitere Windmühle; auch in der Lehmkuhle am Domacker soll eine Bock-Windmühle gestanden haben.

Unmittelbar nutzte das Domkapitel im 18. Jahrhundert nur noch eine Windmühle vor dem Dom, die sie dann aber am 4. Oktober 1789 an den Domkrüger und Mühlenmeister Heinrich Friedrich Lefftreu (Lipstreu) verpachtete. Diese Mühle hat linker Hand, am Wege nach Toppel, zu Beginn der Stadtgärten gestanden.

Noch im Jahre 1832 standen an der Nordwestseite des Camps zwei Windmühlen, die aber, da der Camps in diesem Jahre mit Häusern bebaut wurde, auf Anordnung der Kgl. Regierung in Potsdam, nach dem Abfindungsplan der damaligen Gemeinde Schönberg verlegt werden sollten. Sie gehörten den Mühlenmeistern Pump und Porath.

Die eine dieser Mühlen, an der heutigen Wilsnacker Straße, kann die Pump'sche Holländer Windmühle gewesen sein. Sie lag an dem Feldweg, der zum Mittelweg führte und war wohl noch 1894 und später in Betrieb. Sie hörte damals dem Mühlenmeister, Obermeister der Müller-Innung und Stadtverordneten Ferdinand Reimer, der aus Groß-Derschau stammte, seine Gesellenprüfung in Friesack (Mark) am 14. April 1857 und die Meisterprüfung am 6. Juli 1868 in Havelberg ablegte.

Die andere Mühle kann etwa 50 m vor der Reimer'schen Mühle, aber an der rechten Seite der Wilsnacker Straße, ungefähr da, wo heute das Sägewerk von Kripke liegt, gestanden und dem Mühlenmeister Johann Friedrich Porath um 1829 gehört haben. Beide Mühlen sind inzwischen eingegangen. Hinter dieser letzten Mühle, etwas über 100 Meter entfernt (Wilsnacker Straße 1a), liegt eine im Jahre 1823 erbaute Windmühle, die noch 1946 im Gange war und einen Ersatzmotor für Windmangel hatte, heute aber ohne Flügel ist. Ihr Besitzer war der Mühlenmeister Heinrich Herms.

Eine weitere Bockwindmühle, die noch 1894 der Stadt Havelberg und später dem Müller Seeger gehörte, soll etwa 600 m vor Toppel gestanden haben, und zwar an der rechten Seite der Toppeler Chaussee, gegenüber dem zur Ziegelei führenden Weg, 100 Meter vom Eisenbahndamm entfernt.

Links am Birkenweg, am Feldweg zur Neustädter Chaussee, am früheren kleinen Exerzierplatz, stehen noch die Reste der Pagel'schen Holländer Windmühle, während an der linken Seite der Neustädter Chaussee (früher Breddiner Weg), die Gattersleben'sche Bockwindmühle stand, die auch schon viele Jahre verschwunden ist.

Soweit die kurze Zusammenstellung, bei der wir die Frage nach der Lage der einzelnen Havelberger Mühlen nur durch einige Beispiele aus verschiedenen Jahrhunderten streifen wollten.

Früher unterstanden fast alle Mühlen dem Domkapitel auch in gewerblicher Beziehung.

Wenn das Mühlengewerk (Gilde) oder dessen Altmeister es für nötig hielten, die Mitglieder zum Quartal zusammenzurufen, durfte dies nur mit Vorwissen des Domkapitels geschehen. Auf jeden Fall mußten der Beisitzer (Assessor) und die beiden Altmeister zugegen sein.

Nach dem General-Privilegium des Müllergewerks des Domkapitels in Havelberg vom Jahre 1747 mußte jeder Müllergeselle, der bei dem Müllergewerk Mit-Meister werden wollte, sich bei dem zuständigen Beisitzer des Kapitels und bei den beiden Gewerks-Altmeistern melden und, nachdem diese das Gewerk zusammengerufen hatten, seinen Lehrbrief, Führungszeugnis und eine Bescheinigung, daß er vier Jahre gewandert, beibringen. Wenn ein wandernder Geselle aber „unter Unsere Soldatesque geräth, daselbst Dienste nimmt und Soldat wird, hernach aber seinen ehrlichen Abschied vom Regiment erhält, solches ihm nicht nur unschädlich seyn, sondern auch solche Zeit, da er Soldat gewesen, ihm zu den Wanderjahren gerechnet werden soll, wenn er nur sonst das Handwerk tüchtig gelernet hat, und mit dem Meisterstück bestehet.“

Als Meisterstück mußte der Geselle eine Zeichnung sowohl von einer Wasser- als auch von einer Windmühle fertigen und dabei das gehende Werk mit allen Einzelheiten deutlich erkennbar machen. Dies durfte jedoch nur in Gegenwart eines Altmeisters oder eines anderen, vom Gewerk dazu bestimmten Meisters, geschehen. Die Fertigstellung des Meisterstücks mußte der Geselle dem Beisitzer und den Altmeistern des Gewerks anzeigen und gleichzeitig um die Besichtigung desselben durch das Gewerk bitten.

Bei dieser Zusammenkunft wurde dann das Urteil über das Meisterstück in Gegenwart eines Bausachverständigen vom Domkapitel gefällt.

War die Prüfung bestanden und waren die vorgesehenen Gebühren entrichtet, so wurde der Geselle als Mitmeister im Gewerk auf- und angenommen und genoß alle Vorrechte desselben.

Dies wurde dann in den Quartals-Protokollen zum Ausdruck gebracht.

Bei Erlangung des Meisterrechts und auch bei anderen wichtigen Angelegenheiten mußte stets die Gewerkslade geöffnet sein, was ausdrücklich in den Protokollen erwähnt wurde. Ferner wurde angeordnet, daß diese Lade nur zur Aufbewahrung der Briefschaften (Urkunden pp.) und Gelder dienen sollte. Ebenso war es streng verboten, „alle altväterische und theils abergläubische Ceremonien so mit derselben theils bey den Gewerksversammlungen, theils wenn sie von einem Altmeister zum anderen gebracht werden mußten“ und früher stattfanden, nunmehr weiter auszuüben. Der Kasten „soll im geringsten nicht anders, als ein anderer Kasten oder Lade so zu weiter nichts, als etwas darin zu verwahren, verfertigt, angesehen werden.“ Die Lade mußte bei einem Altmeister im Hause stehen und mit drei Schlössern verschiedener Art versehen sein, zu welchen der Beisitzer,

der Altmeister und ein Jungmeister je einen Schlüssel hatten, damit keiner ohne die anderen sie öffnen konnte.

Die Quartalsversammlungen wurden seit alten Zeiten im Domkrüge abgehalten.

Der Müllerbursche, der in die Lehre trat, mußte „ehrlichen und redlichen Herkommens“ sein, von „recht guter freyer teutscher Art“. Umständlich und breit wurde das in dem Geburtsbrief auseinandergesetzt, der beim Eintritt in die Lehrzeit ausgefertigt und sorgsam in der Lade des Gewerks aufbewahrt wurde.

Die Lehrvorschriften lagen im allgemeinen fest. Sie waren der speziellen Art des Handwerks angepaßt.

Handwerksbrauch und Sitte verlangten es, daß die Lossprechung des Lehrburschen, sein Eintritt ins Gesellenleben eindrucksvoll und feierlich vor „offener Lahde“ geschah, sofern er sich „wie einem gottesfürchtigen und ehrliebenden Jungen wohl anstehet und gebühret“, verhalten hatte. „Löblichem Gebrauch“ nach erhielt der junge Geselle nun seinen Lehrbrief ausgestellt.

Den jungen Gesellen hielt es nun nicht mehr in dem Orte seiner Lehrjahre. Er mußte, er wollte wandern. Schon am nächsten Tage zog er, sein ganzes Hab' und Gut im Felleisen verpackt, singend und frohen Mutes zum Tore hinaus. Es gab weitgereiste Handwerksburschen, die manch' Stücklein erlebt hatten und viel erzählen konnten. Um dem Gesellen das Ansprechen um Arbeit zu erleichtern, um Ordnung, Sitte und Zucht aufrecht zu erhalten, wurde dem wandernden Handwerksburschen ein Kundschaftszettel ausgehändigt. Für den Verkehr des Meisters mit den Gesellen gab es bestimmte Abmachungen, auf die beide Teile recht sorgsam hielten. Bei der Lossprechung des Lehrburschen wurden dem neuen Gesellen diese vom Handwrk allgemein sich selbst gegebenen Gesetze „zur Nachachtung feierlich ausgehändigt.“ Wer diese Vorschriften, die der Geselle zu halten bei offener Gewerklade beschwor, heute liest, dem mag manchmal ein Lächeln ankommen. Wie vieles ist doch, seitdem gar so anders geworden!

Quellen-Nachweis

„General Privilegium und Güldebrief“ des Müllergewerks beim Domkapitel vom Jahre 1747 und die Quartalsprotokolle dieses Gewerks von 1747 bis 1842. (Heimatemuseum Havelberg).

Werner Peschke: Die Mühlen der Mark im Mittelalter und ihre technische Einrichtung. (Brandenburgische Jahrbücher, Heft 6, Teil II, 1937).

R. vom Walde: Der märkische Handwerksbursche. (Brandenburg, Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege, Heft 1. Berlin 1914).

Rudolf Schmidt: Von märkischen Mühlen, ebenda.

A. Maltzahn: Aus der alten Bischofsstadt Havelberg.

Erich Marks: Flurnamen im Havelberger Gemeindebezirk. (Prignitzer Volksbücher Nr. 68/69).



Aufn.: W. Siebert, Bad Wilsnack

Schmiedeeisernes Gitter vor der Stadtapotheke in Bad Wilsnack

Die Lehmkuhle in Havelberg

In alten Zeiten war die unmittelbar am Sperlingsberg liegende Lehmkuhle den Vätern der Stadt ein wahres Schmerzenskind. Seit unvordenklicher Zeit besaß die Stadt diese Lehmkuhle, aus der sich die Bürger den Lehm holten, den sie brauchten, bis das Domkapitel der Stadt diese Berechtigung streitig machte, weil im Jahre 1354 der Sperlingsberg mit der dazu gehörigen Lehmkuhle dem Domkapitel durch den damaligen Markgrafen Ludwig dem Römer (1351—1365) übereignet worden war. Dieser Streit um das Graben nach Lehm zwischen Ratmännern und Domherren zog sich fast ein halbes Jahrhundert (1354—1392) hin.

Der Bischof Johann III. von Woepelitz (1385—1401) schlichtete 1391 diesen Streit (Riedel, Bd. I, S. 35). Nach seiner Entscheidung sollte der Steig, welcher zwischen der Bürgerziegeleischeune, dem Sperlingsdorfe und dem Hofe des Claus Wittenberg lag und von der Havel ab hinaufging, beiden streitenden Teilen gemeinschaftlich gehören. Dieser Steig wurde durch Steine näher bezeichnet; jenseits desselben sollten die Bürger fernerhin Lehm zu holen berechtigt sein; jedoch Eigentum und Gerichte über die Lehmkuhlen wurden dem Kapitel vorbehalten. Im Jahre 1431, da man über die Lehmkuhlen von neuem in Streit geraten war, fiel eine Markgräflische Entscheidung noch ungünstiger für die Berechtigung der Stadt in Beziehung auf die Lehmkuhlen aus, indem hierin festgestellt wurde, daß, wenn die Bürger Lehm graben und holen würden, sie dies nicht eigenmächtig, sondern nur mit des Probstes Erlaubnis tun sollten. Die Bürger, die durch diese Entscheidungen ihre althergebrachten Rechte gekränkt glaubten, beachteten jedoch diese Rechtssprüche nicht (Riedel, Bd. I, S. 46). Zwischen den sich daher bald wieder streitenden Parteien wurde dann im Jahre 1527 durch „Churfürstliche Kommissarien“ nochmals ein Vertrag errichtet, wonach die alte Lehmgrube dem Kapitel verbleiben, dagegen der Stadt Havelberg eine andere Lehmgrube vom Domkapitel angewiesen werden sollte (Riedel, Bd. III, S. 299, 108/309). Diese der Stadt wieder günstiger lautende Entscheidung des alten Streites war jedoch dem Domkapitel nicht genehm. Es führte daher Klage, daß die Bürger den Umfang der ihnen eingeräumten Lehmgrube ohne Not erweiterten und, statt von unten herauszugraben und alle stehengebliebenen Pfeiler und Ecken wegzuräumen, durch Wegnahme der oberen Schichten die Grube immer weiter ausdehnten. Ein Vergleich von 1581, der die Bürger verpflichtete, bevor sie die Grube erweiter-

ten, den eingefallenen Lehm aus der Mitte wegzunehmen und die Ecken abzutragen, legte diese Streitigkeiten wieder nur für kurze Zeit bei. Man fand von beiden Seiten immer neuen Stoff, sich wegen der Lehmgruben zu entzweien, und die unbedeutendsten Umstände wurden oft zu diesem Zweck benutzt. (Riedel, Bd. III, S. 279). Ja, sogar noch im 18. Jahrhundert kam es zu Uneinigkeiten, und es wäre fast zum offenen Kampf zwischen Stadt und Domkapitel gekommen, wenn es das Kapitel nicht vorgezogen hätte, sich deshalb mit einer Klage an den König zu wenden und die ordentlichen Gerichte anzurufen. Hierüber erzählt uns die nachstehende Urkunde folgendes:

„Vor der Stadt Havelberg unter unserer Jurisdiktion (Gerichtsbarkeit) wohnen 9 Familien in der sogenannten Lehmkuhle und ist der erste feldwärts ein Stellmacher, Matthias Löther genannt, welcher bei und hinter seinem Hause einen Baumgarten hat, worinnen Bäume stehen, so über 50 Jahr alt sein. Da dieser Löther nun in diesem Frühjahr seinen Zaun und seinen Garten mit neuen Pfosten oder Pfählen neu machen lassen, fallen vorgestern, den 17. dieses, über 40 Bürger auf Anordnung des Magistrats und der Verordneten der Bürgerschaft aus der Stadt Havelberg und hauen den neuen Zaun ganz in Stücken unter dem Vorwand, daß er auf der Stadt Grund gesetzt wäre, da sie doch solches nimmer beweisen können, wir ihnen auch gar nicht einräumen, der alte Zaun auch viele und lange Jahre da gestanden.

Hierbei lassen sie es nicht, sondern gestern, als den 18. dieses, läßt der Magistrat als ein Viertel von der Stadt abermals 60 Mann aufbieten, und marschieren mit Flinten, Aexten und vielen Wagen und also vi armata (mit bewaffneter Macht) nach unserm nahebeiliegenden Dorfe Toppeln Eichholz, der Dichte genannt, hauen 14 Eichbäume und fahren dieselben vor der Stadt bei ihrem Krug an.

Weil nun dieses eine große Zumutung ist, woraus leicht, wenn wir unserer Untertanen aufbieten lassen, ein groß Unglück entstehen könne, so ersuchen wir Ew. Königl. Maj. wir alleruntertänigst, Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft der Stadt Havelberg bei 500 Thl. fiskalischer Strafe anzubefehlen, daß sie sofort die 14 Stück Eichen wieder an den Ort, da sie selbige gehauen, bringen sollen, auch den umgehauenen Zaun sofort wieder neu machen sollen, und hiernächst die Beklagten vor E. Hochpreisliches Cammergericht in einem gewissen Termin zu erscheinen, die wir verbleiben

Ew. Königl. Maj.
alleruntertänigste
Dechand, Senior und Capitulares
der hohen bischöflichen Kirch zu Havelberg

Dom Havelberg, d. 19. April 1720.“

Wie nun dieser Streit ausgegangen ist, verrät uns der Chronist leider nicht. Anscheinend hat die Stadt den angerichteten Schaden aber begleichen müssen.

Im Jahre 1746 wohnten in der Lehmkuhle, damals auch „Leimgrube“ genannt, die Töpfer, außerdem befand sich dort noch die Ziegelscheune der Stadt. Übrigens mußten die Einwohner des Sperlingsberges früher u. a. auch den Lehm, der zu des Kapitels Gebäuden verbraucht wurde, aus der Lehmkuhle herbeischaffen.

Zur Zeit der Befreiungskriege war nach langem dunklen Winter ein neuer Frühling auch für die Bewohner der Lehmkuhle gekommen; überall regte sich neues Leben und neues Schaffen.

Bis etwa 1876 hatte der Havelberger mit dem Namen „Lehmkuhle“ die Vorstellung von einer sehr angenehmen Örtlichkeit, von wohlgepflegtem Garten mit fruchtbeschwerten Obstbäumen, dazwischen die Reste zufällig dahingeratener Statuen, von schöner Kegelbahn, Pavillon und von einer unerschöpflich frisch sprudelnden Bierquelle im großen Tanzsaal, der dem Restaurateur Otto Kirchner gehörte. Später mußte er seine Gebäude an der Lehmkuhle als Kaserne für zwei Kompagnien des damals in Havelberg in Garnison liegenden III. Bataillons Infanterie-Regiments Nr. 24 umbauen. Im Jahre 1877 wurde sie belegt. Da Kirchner für die dauernde Instandhaltung nicht aufkommen konnte, übernahm die Stadt am 1. Juli 1877 die Kaserne in eigene Verwaltung; den Garten verpachtete Kirchner, da er ja Besitzer der Kaserne blieb, zur Benutzung als Exerzierplatz an den Militär-fiskus.

Die Wellenschläge einer neuen Zeit haben auch die Lehmkuhle berührt. Ihre alten Bewohner sind ins Grab gestiegen, ein neues Geschlecht aber steuert in den Strom einer anderen Zeit.

Quellen-Nachweis

Dr. R. Aue: Die Besonnenheit des Kapitels verhindert einen Krieg mit der Stadt. (Aus dem alten Havelberg. 1936).

Erich Marks: Flurnamen im Havelberger Gemeindebezirk. (Prignitzer Volksbücher Nr. 68/69).

Riedel: Codex diplomaticus Brandenburgensis. 1840.

Alfred Zoellner: Chronik der Stadt Havelberg. 1893/94.

8. MAI 1957 – TAG DER BEFREIUNG

JOHANNES R. BECHER

Danksagung

Euch, die, als die Städte brannten,
Löschten unverzagt,
Denen, die die Trümmerstätten
Haben aufgeräumt —
Allen denen, allen jenen,
Die, erfüllt von einem Sehnen,
Haben nur davon geträumt,
Unser Heimatland zu retten,
Allen, Euch, Ihr Unbekannten,
Sei hier Dank gesagt.

Ihr, die Ihr des Plans, des großen,
Stimme seid und Gang,
Ihr, die Ihr durch hohe Taten
Neues Leben schafft —
Alle Ihr, Ihr Männer, Frauen,
Die Ihr wieder weckt Vertrauen
In des Menschen Schöpferkraft:
Seid gefeiert in Kantaten!
Euch geweiht, Ihr Namenlosen,
Sei der Arbeit Lobgesang.

Ehre unseren Ingenieuren,
Unseren Lehrern Ruhm!
Architekten und Erfinder,
Meister Ihr der Zahl:
Seid bedankt für Euer Planen!
Für den Frieden fließt der Stahl.
Deutschland freut sich seiner Kinder,
Und das Volk in seinen Chören
Preist des Friedens Heldentum.

WILL ANDERS, KYRITZ

Die Franzosen in Kyritz

Schulze-Kersten zum Gedächtnis

Fortsetzung

Am 5. April 1807, einem Sonntag, marschierten 30 französische Dragoner und 36 Mann Infanterie vom Regiment Nassau-Usingen, die von einem Hauptmann Kergefroid geführt wurden, durch die Stadt und wurden zunächst in Drewen einquartiert. Am 6. April kam aus Berlin eine französische Militärkommission in drei Postkutschen — Extrapost — an und stieg im alten Posthause ab. Die Soldaten wurden aus Drewen zurückbeordert. Nun verhaftete man die beiden Bürgermeister Schrader und Krüger, den Stadtkämmerer Schulze und den Kaufmann Kersten. Der alte Bürgermeister und Apotheker Steiniger wurden in ihrer Wohnung bewacht, die drei Stadttore wurden geschlossen und mit Wachen besetzt. Die Nassauischen Soldaten patrouillierten unaufhörlich in der Stadt und verhinderten das Zusammenstehen der Kyritzer, die doch einander soviel zu erzählen hatten. Die beiden ehemaligen „Gelben Reiter“ Fischer und Treu entflohen rechtzeitig über die Stadtmauer. Die Verhafteten wurden in Einzelhaft gebracht und von je zwei Soldaten bewacht. Sie durften Besuche ihrer Angehörigen empfangen, die ihnen auch das Essen brachten. Allmählich sprach sich herum, die ganze Sache ginge darauf hinaus, daß die Franzosen das dem Hirsch abgenommene Geld wiederhaben wollten. Noch immer war keiner der Inhaftierten der Meinung, daß er eine strafbare Handlung begangen habe und in Gefahr sei, und jeder meinte, er werde die nächste Mahlzeit wieder zu Hause einnehmen.

Nach den Verhören wurden alle in ein als Wachstube eingerichtetes Zimmer des Rathauses gebracht, gegen 10 Uhr abends ging Christiane Kersten noch einmal dorthin und reichte ihrem Manne Weizenstuten und Kaffee durch das Fenster. Schulze sagte hierbei scherzend zu ihr: „Frau Gevatterin, das kann ans Augenverbinden gehen“, und die junge Frau antwortete: „Dann kann ich Ihnen wohl gleich meinen Kopftuch dazu hierlassen.“ Auch

sie war sich also keiner Gefahr für ihren Mann und seine Mitgefangenen bewußt und ging, als ihr Mann um 1 Uhr noch immer nicht gekommen war, zu Bett.

Die Kaufleute Baldenius und Schwarz und der Mühlenmeister Miesner besuchten die Gefangenen in der Wachstube. Man unterhielt sich natürlich über die Verhandlung und stellte sich immer wieder die Frage, was man denn nun eigentlich getan oder unterlassen habe. Auch mit dem nassauischen Soldaten entspann sich ein freundliches Gespräch. Fest stand, daß die Stadt in wenigen Stunden 2400 Taler zur Entschädigung des Hirsch und zur Deckung der Kosten des Verfahrens zu zahlen habe. Diese Summe wurde sofort durch Entnahme des Betrages aus Verwahrgeldern gezahlt, auch gab man dem Präsidenten der Untersuchungskommission, Monsieur Le Preux, auf Anraten ein „Douceur“, d. h. ein Bestechungsgeld von 600 Talern. Eine Sammlung der Bürgerschaft erbrachte in wenigen Tagen 1800 Taler, dieses Geld wurde aber nicht verwendet, sondern bald zurückerstattet. Der Aufenthalt der Militärkommission und der Soldaten kostete die Stadt für zwei Tage nicht weniger als 461 Taler und 3 Groschen.

Die Schwägerin Schraders, Caroline Neumann, ein geistvolles Mädchen, das französisch sprach, besuchte den Präsidenten, um die Entlassung ihres Schwagers aus dem Gefängnis zu erbitten. Es wurde höflich empfangen, aber auch Schrader blieb inhaftiert.

In der Verhandlung, die französisch geführt wurde — keiner der Angeklagten verstand diese Sprache —, ging es insbesondere um die Feststellung, wer für den nicht mehr amtierenden Bürgermeister Steiniger die Polizeigeschäfte zu versehen hatte. Das war der Kämmerer Schulze, und ihm wurde daher der Vorwurf gemacht, er habe nicht alles in seiner Macht Stehende getan, um den Raub des Geldes zu verhindern. Das war ein völlig unberechtigter Vorwurf, denn die Stadt besaß ja keinerlei Machtmittel. Selbst die wenigen Waffen der Gendarmen hatten die „Schillianer“ diesen sehr schnell abgenommen.

Mit dem Glockenschlag 4 trat ein Sergeant der Nassau-Usinger in die Wachstube und schickte die Besucher hinaus. Sie setzten sich auf die Bank vor der Türe des Kaufmanns Schwarz gegenüber dem Rathause und hofften, daß ihre Freunde nun auch bald kommen würden und daß man ihre Freilassung gleich ein wenig feiern könne.

Der Bürgermeister Schrader berichtete über den weiteren Verlauf der Ereignisse in seinem Tagebuch: „Mit einem Male erschien der Rapporteur und Dolmetscher auf dem Flur der Hauptwache, wo wir zwischen dichte Glieder usingischer Soldaten gestellt, und uns das Urteil in französischer Sprache

vom Rapporteur vorgelesen wurde. Nach der Verlesung sagte der Dolmetscher: „Sie, Schrader und Krüger, sind freigesprochen und Sie, Schulze und Kersten, sind zum Tode verurteilt.“ Die Verurteilten haben das Urteil nicht verstanden und müssen wohl auch die Worte des Dolmetschers überhört haben, sie gingen voller Zuversicht ab und meinten, man werde sie zu weiteren Verhandlungen nach Perleberg bringen.“

Vor dem Rathause bildeten Nassau-Usinger ein großes Viereck, dahinter ritten Dragoner hin und her, und in den Straßen patroullierten weitere Infanteristen und trieben jeden, der sich sehen ließ, ins Haus zurück. Der Bäckermeister Balzer und der Ackerbürger Kohse waren für 3 Uhr mit Pferden und Wagen vor das Rathaus bestellt; man hatte ihnen gesagt, sie würden nach Perleberg fahren müssen. Jetzt ließ man Kohse seine Pferde noch vor Balzers Wagen spannen, auch er selber mußte sich mit auf diesen Wagen setzen.

Die Verurteilten wurden herausgeführt und stiegen ruhig auf den Wagen. Schulze hatte schon am Abend vorher nach seinem Mantel geschickt. Der Mantel war einem der Wachsoldaten übergeben worden, der Kämmerer hat ihn aber nie erhalten. Als der Sohn nun nochmals um den Mantel bat, lieh seine Mutter von der Frau des Bäckermeisters Schäfer einen anderen Mantel und eilte damit zum Marktplatz. Sie drängte sich durch die Reihe der Soldaten und wollte dem Sohne den Mantel geben, man stieß sie aber zurück mit den Worten: „Er braucht keinen Mantel, er wird bald ganz warm zugedeckt.“ Dann fuhr der Wagen ab. Als man in die heutige Wilhelm-Pieck-Straße einbog, sah Schulze die drei nächtlichen Gesellschafter vor dem Hause des Schwarz stehen, er stand auf, winkte mit dem Hute und rief: „Kinder, lebt wohl!“

Der Wagen verließ die Stadt durch das Hamburger Tor. Die jetzige Chaussee nach Hamburg gab es damals noch nicht, die Straße nach Perleberg führte damals über Rüdow, sie ist heute noch als Feldweg erhalten. Man fuhr also die heutige Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft entlang. Nach einigen hundert Metern zwangen die Dragoner den Kutscher Balzer, rechts in einen Nebenweg einzubiegen, als er sich weigerte, schlug man ihm über den Kopf. Man war auf den sogenannten Teichstücken angekommen, einem Acker, den Schulze einem auswärts wohnenden Freunde gern abkaufen wollte.

Fortsetzung folgt

Up Wannerschaft

De Lenzner sünd all brov un bieder,
det wär ook Vadder Guhl, de Snierer.
Wat wär he bi det Neihen fix!
Wo rasch wärn färig Jack un Bux!
Doch eenen Fähler har de Mann:
He paßt dät Tüch nich oft nook an;
un holten't af denn Buss un Schütt,
wär ümmer Jack un Bux to lütt.
Weck haren denn een loset Mul
un näumten em „Zwangsjackenguhl“.

As Guhl noch in sien junge Johrn
(in Gandow wär de Bengel born)
det Sniererhandwerk har utlehrt
un mütt Geselln nu verkehrt,
da meinten siene braven Olln
— so gern se em to Hus beholln —
de Tied wär ran un he vull Kraft,
he müßt nu ook up Wannerschaft.

Doch Korl, de wull to Hus blos bliebn
un sick nich in de Welt rümdriebn.
He blew (fört Wannern har he Schock)
vöhl leewer hinner Mudders Rock.
Oll Guhl hätt irnsthaft mit em snackt,
un Mudder hätt den Ranzen packt.
Un endlich denn de Dag nu kem,
wo Korl von't Öllern Avschied nehm.
Mit goode Wünsch un beeten Geld
tocht he denn in de wiede Welt. — — —
De Olln dachten: So alleen —
wann wärn wie em nu werrersehn?

As eene Woch nu rümmer wär,
kloppt obends wat an Guhls ehr Dör.

De Oll föhrt ielig in sien Bux
un mokt de Husdör open fix.
Rin in dat Hus, rupp up den Böhn
löppt Korling, Guhls ehr leewe Söhn!!

Nu gev det jo den ännern Dag
bie Guhls 'n höllisch grooten Krach.
Se dachten, he bleev weg 'n Johr —
nu wär de Bengel all werr dör!
Wat wär oll Vadder Guhl empört:
„Int ganze Dörp hest uns blameert!
Dat segg ick di in düsse Stunn,
Vo'n Böhn kümmt mi nich eher runn,
bett diene Wannertied vergohn.
Kannst di nu hier dien Tied verdohn,
verpett di nu man hier dien Been;
de Dörpschen dörben di nich sehn!“

Un Mudder seggt: „Nu lot det Strieden,
Not brukt he hier jo nich to lieden.
Mi geiht det jo ok geg'n Strich,
doch rünnerkomen dörfst he nich.“

De Tied, de geiht nu hen so sachten,
un änners kümmt, as Guhls det dachten.
Jung Korl — Guhls ehr leewe Söhn —
de wärd all fett up'n Gäwelböhn.
As ens he an det Fenster lehnt
un sick no Wald un Feller sehnt,
dor fangen upp de Strot poor Rangen
sick an to prügeln un to wrangen
un haun sick mächtig watt ant Mul.
Dat wär sowatt för uns Korl Guhl!
He kriegt de Wut, un mit een Wupp
ritt he de Gäwelfenster up,
un luthals bölkt he dunn von bobn:
„Lot mi man erst mol rünnerkomen,
denn will ick ju de Ohrn lusen,
un Kölken schlog ick in de Kusen!
Ji weeten doch, wat ick förn Kraft!!
Noch bünn ick man upp Wannerschaft.“

H. GIESE, WITTENBERGE

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

(Fortsetzung)

1948 — es geht weiter aufwärts

Am 1. Januar 1948 waren 685 Männer und 51 Frauen beschäftigt. Da die Winterwitterung verhältnismäßig günstig verlief, kam es gegenüber dem Vorjahre zu keinem Leistungsabfall. Im April wagte man sich schon an die Öffentlichkeit und zeigte, was man bisher geleistet hatte.

Was war das? Wanderausstellung der Deutschen Reichsbahn? „Besucht die Leistungsschau der Reichsbahn“, so kündigte ein einladendes Transparent die erfolgreiche Arbeit der Eisenbahner an.



In einigen, besonders hergerichteten Wagen waren grafische Darstellungen, Verbesserungsvorschläge, Modelle usw. untergebracht und der Ausstellungszug war auf der Ladestraße des Bahnhofs aufgestellt.

Im Hotel „Deutsches Haus“ eröffnete der damalige Amtsvorstand Albrecht vom Reichsbahnamt Wittenberge am 8. April 1948 im Beisein der Vertreter der Stadt, gesellschaftlichen Organisationen und Gästen die Leistungsschau der Reichsbahn. Aus dem Referat des Dienststellenleiters vom Bahnbetriebswerk Wittenberge über den Wiederaufbau der Deutschen Reichsbahn in Wittenberge ist folgendes entnommen:

„Die Eisenbahner wollen mit der Wanderausstellung zeigen, daß sie bestrebt sind, die Deutsche Reichsbahn wieder zu dem zu machen, was sie früher war, nämlich ein Verkehrsinstrument der Sicherheit, Pünktlichkeit und Bèquemlichkeit. Wir wissen selbst, daß wir von dieser Forderung noch weit entfernt sind und uns die Öffentlichkeit täglich stark kritisiert. Diese Kritik müssen wir uns gefallen lassen, aber daraus lernen.

Wenn ein Reisender in Berlin tagelang nach einer Fahrkarte anstehen muß und dann endlich fahren darf, dann kommt er oft in ein Abteil, das keine Fensterscheiben hat. Eingepfercht und dann noch wie ein Storch auf einem Bein bis Wittenberge zu stehen; das ist kein Vergnügen. Und wenn dieser Reisende dann mit der nötigen Verspätung endlich ankommt, dann haben wir auch Verständnis für die berechtigte Kritik.

Der Reisende muß aber auch verstehen, wie es dazu kam. Wir sind bemüht, den Reisenden das Reisen bequem zu machen. Auch der Geschäftsmann, der früher gewöhnt war, seine Waren pünktlich und unbestohlen zu erhalten, muß heute oft Wochen und manchmal vergeblich darauf warten.

Das alles wissen wir. Aber auch jeder Nichteisenbahner, der uns berechtigt kritisiert, muß wissen, wie es kam und warum vieles noch nicht besser sein kann.

Wir bauen auf. Wir leben hierbei von der Konkursmasse, die uns das „tausendjährige“ Reich in den letzten 12 Jahren hinterlassen hat. Zur Zeit laufen in anderen Städten Ausstellungen zur hundertjährigen Wiederkehr der Revolution von 1848. Aus dem politischen Jahrhundert und „100 Jahre Deutsche Eisenbahn“ müssen wir lernen, welchen Weg wir einzuschlagen haben.

Nun gibt es auch einige Kritiker, die sagen, ihr baut aber schon drei Jahre auf.

Das stimmt. Erinnern wir uns aber und schauen einmal zurück. Wie sah es vor drei Jahren in Wittenberge aus! Heute vor drei Jahren kreisten amerikanische Flugzeuge über Wittenberge, erlebten wir Luftangriffe und hatten Artilleriebeschuß. Das rollende Eisenbahnmaterial, die Lokomotiven, Personen- und Güterwagen, alles, was bei diesen Angriffen nicht

beschädigt wurde, rollte zum Westen in Richtung Hamburg. Beschädigte oder zertrümmerte Fahrzeuge blieben zurück. Dieses Erbe traten die Eisenbahner an. Trotz Entbehrungen und Hunger bauten sie auf. Bis zum Jahresende 1947 war schon viel geschafft. Die Lokomotiven des Bahnbetriebswerkes legten im Jahre 1947 1 788 627 km zurück. Das ist eine verhältnismäßig bedeutende Leistung.

Auch in anderen Dienstzweigen ist die Entwicklung ständig gestiegen.

Im Güterverkehr wurde im Empfang und Versand im Jahre 1945 mit 5370 Stück begonnen. 1947 wurden schon 24 254 Stückgüter behandelt.

Der Expresß- und Gepäckverkehr steigerte sich ebenfalls:

1945	Expresßgut	2 166 Stück	Gepäck	17 054 Stück
1947	„	17 610 Stück	„	35 429 Stück

Der Wageneingang und -ausgang erhöhte sich in den drei Jahren von 4918 auf 27 025 Wagen.

Täglich werden im Durchschnitt 100 Wagen den Anschlüssen zugestellt, ein Zeichen, daß unsere VE-Betriebe in der Entwicklung sind.

Mit täglich 110 Zugfahrten liefen 1947 219 646 Wagen durch den Bahnhof Wittenberge.

Als die Elbbrücke bei Hämmernten außer Betrieb gesetzt werden mußte, und die Versorgung der Stadt Berlin über den Bahnhof Wittenberge erfolgte, bewältigten die Wittenberger Eisenbahner täglich 170 Zugfahrten und hiervon eine große Anzahl im schwierigen Eckverkehr.

1947 wurden im täglichen Durchschnitt 4200 Fahrkarten = insgesamt 1 537 649 Stück verkauft.

Stündlich passierten 175 Reisende die Bahnsteigsperrren. Leider ist es eine Tatsache, daß auch die Reisenden wenig Rücksicht auf Ordnung und Sauberkeit nehmen. Da die Fahrgelegenheiten und Anschlüsse noch unzureichend sind, trifft man abends und nachts hunderte Reisende auf dem Bahnhofsvorplatz und auf den Bahnsteigen übernachtend an.

Oftmals spielen sich hier haarsträubende Szenen ab, und es ist nicht verwunderlich, daß die Bahnanlagen am anderen Morgen einen unsauberen Eindruck machen.

Was nützt es uns, wenn wir täglich Wagenfenster verglasen, unvorsichtige Reisende aber mit ihren Rucksäcken täglich ebensoviel zertrümmern.

Wir haben auch einen überbetrieblichen Wettbewerb mit den Eisenbahnern der Reichsbahndirektion Magdeburg. Mehr Lokomotiven stellen, mehr Züge fahren, keine Bummeltage, das ist das Ziel des Wettbewerbes.

Ich verrate wohl hier kein Geheimnis, wenn ich sage, daß die Reichsbahndirektion Schwerin innerhalb der sowjetischen Besatzungszone die beste ist, und daß das Reichsbahnamt Wittenberge mit seinen Dienststellen in-

nerhalb der Reichsbahndirektion Schwerin wieder das beste ist. Das ist von vorgesetzten Dienststellen und auch von den Vertretern der Besatzungsmacht wiederholt festgestellt worden. Die Stadt Wittenberge kann darum auch auf ihre Eisenbahner stolz sein.“

Wie sah die Jahresbilanz aus?

Bis zum Jahresschluß hatte sich der Betriebslokomotivpark auf 51 erhöht. Das war eine Zunahme von vier Lokomotiven und spiegelte sich hierin die zunehmende Arbeitsproduktivität wider.

Die Zahl der in kalter Reserve stehenden Lokomotiven hatte sich von zwei auf acht erhöht.

Diese Einsparungen zeigten sich in den Leistungssteigerungen. Gegenüber dem Jahre 1947 wurden erreicht bei den

Lokomotivkilometern	=	+ 18%
Lokomotivtonnen-km	=	+ 30%

Kohleeinsparung auf 1000 Lokomotivkilometer	=	16%
---	---	-----

Kohleeinsparung auf 1 Mio. Leistungstonnen-km	=	31%
---	---	-----

Waren die kilometrischen Leistungen des Jahres 1947 gleich 44 mal des Erdumfangs, so konnten sie im Jahre 1948 auf 53 mal gesteigert werden. Neunmal mehr um die Erde am Äquator, das war die Mehrleistung, auf die man stolz war.

Und diese Mehrleistung wurde mit weniger Beschäftigten erreicht; denn die Zahl des Lokomotivpersonals war von 251 auf 232 zurückgegangen.

In der Lokomotivausbesserung wurden außer den planmäßigen Ausbesserungsarbeiten 19 L 2 und 4 L 3 — Untersuchungen ausgeführt, und die Zahl der Schlosser verringerte sich bis zum Jahresschluß ebenfalls um 37 Prozent. Die Gesamtbeschäftigtenzahl verringerte sich bis zum 31. Dezember 1948 auf 673.

1947 führte man noch Klage, daß das Arbeitsamt für Ausgeschiedene nicht rechtzeitig Ersatz stellen konnte.

Jetzt hatte man schon eine andere Einstellung; denn die Auswirkungen des Befehls 234 zeigten sich. Man konnte mit weniger Beschäftigten höhere Leistungen vollbringen. Der Krankenstand betrug durchschnittlich noch 6,2 Prozent und die Arbeitsbummelei war auf 0,05 Prozent zurückgegangen. Der Erholungsurlaub wurde planmäßig gewährt und in 16 Fällen konnte man auch schon Beurlaubungen für Teilnahme an Schulungskursen gewähren.

Fortsetzung folgt



Ein Blick auf Bad Wilsnack . Im Hintergrund die „Wunderblutkirche“

Aufn.: W. Siebert, Bad Wilsnack

Dr. A. E. GRAF, KYRITZ

Unsere Vornamen im Wechsel der Zeiten

Fortsetzung

Zur Kennzeichnung der neuzeitlichen Namengebung diene die nachstehende Auswahl heute gern gewählter Vornamen, die sich aus Standesamts- und Taufregistern ermitteln ließen.

Alwin aus alf und win ‚Elfenfreund‘, *Annegret*, *Angret* = Anna + Grete, Kurzform von **Margarete*, griech. ‚Perle‘. *Anita* ital., span. = Ännchen;

Anke niederdeutsch, *Antje* fries. = Ännchen. *Armgard* s. Irmgard, *Armin* wahrscheinlich zu Irmin, einem Stammesgott, gehörig: Großer Freund. *Arnd*, *Arno* von *Arnold*, waltender Adler, Aar'. *Astrid*, nordisch As ‚Gott‘ + frid ‚schön‘, Walkürenname. **Barbara*, *Bärbel*, griech. ‚die Fremde‘. *Beate*, lat. ‚die Glückliche‘. *Bernd*, *Bernhard*, altdeutsch bero ‚Bär‘, also der Bärenstarke. *Bodo* von *Bodoald*, *Bodomar* ‚Gebierter‘. **Brigitte*, irische Heilige, kelt. ‚die Hohe, Erhabene‘ oder roman. Form von Berta?, *Brunhilde* ‚die in der Brünne Kämpfende‘. *Bruno* — ‚der Braune‘. *Carmen* — der in Spanien übliche Name geht auf die Muttergottes vom Berge Karmel zurück. *Dagmar*, dänisch ‚tagklar, berühmt‘. *Detlef* — det, diet ‚Volk‘, lef ‚leben‘. Volkssohn. *Dieter*, *Dietrich* ‚Volksherrscher‘, *Dietmar* ‚Volksberühmter‘. *Dora*, *Doris*, *Dorit* von **Dorothea*, griech. ‚Gottesgabe‘. *Eckard*, *Eckehart*, fries. *Edzard* — Schwertschneide + stark; der treue Eckard ist der altdeutsche Mentor. *Edith* s. oben. *Elke* zu Elko ‚Elchjäger‘, oder zu ostfries. ethel-adal = ke, etwa ‚die kleine Edle‘. *Elvira*, span., ursprünglich gotisch: Allschützerin. *Erhard* — stark an Ehre. *Erika*, griech. ‚Heidekraut‘, auch als latinisierte Form zu *Erich* aufgefaßt. *Frank* = der Franke, der freie Mann. *Fred* von *Frederich*, vrede = Friede. *Gabi*, *Gabriele*, hebr., ‚Heldin Gottes‘. *Gebhard* — ‚der gern Gebende, der Freigebig‘. *Gerlinde* aus ger und linta ‚Lindenschild‘. *Gertrud* — ‚die Speerstarke‘. *Gisela* — altes gisel ‚Rute, Sprößling‘, Tochter eines Vornehmen. *Gitta* zu * *Brigitta*. *Gisbert* — ‚glänzender Sprößling‘. *Gudrun* aus Gund-run ‚Kampfrune‘. *Gustav*, schwed., ‚Stütze der Goten‘. *Günter*, althochdeutsch *Gunthari* = Kampf + Heer. *Hanna* = Anna s. oben. *Hannelore* — Lore von *Eleonore*, *Leonore*, griech. ‚die Barmherzige‘. *Heide*, *Heidi*, *Heidelore*, -linde, -marie, -rose — altes heida ‚Heidekraut, Erika‘. *Heidrun* aus heida und runa ‚Zauberschrift‘. *Helga* nordisch ‚die Glückliche‘, verwandt mit altsächsisch helag ‚heilig‘. *Herta* — die Starke, seit der Romantik beliebt. *Hildrun* — runenkundige Kämpferin. *Hilmar* — berühmter Kämpfer. *Holger*, schwed., älter Holmger, ‚Besitzer eines Herrenhofes‘. *Horst* — Nest des stolzen Königs der Lüfte, erscheint zuerst in Klopstocks „Hermannschlacht“ (1769). *Ilona*, ungar. **Helene*, griech. ‚die Leuchtende‘. *Ina*, *Ines*, span., für **Agnes* griech. ‚die Reine‘. *Inge*, *Ingeborg*, nordisch ‚Schützling des Stammvaters Yngve‘. *Ingelore*, *Ingetraut* — deutsche Neubildungen. *Ingrid*, schwed. ‚Reiterin für den Stammvater Yngve‘, eine Walküre. *Irma*, *Irmgard* — german. Kultname Irmin + Heim; *Irmtraut* ‚Inhaberin göttlicher Kraft‘. *Irene*, griech. ‚Friede‘. *Jürgen*, *Jörg* — niederdt. Form für **Georg*, griech. ‚Landmann, Bauer‘. **Karin*, schwed. aus *Kadrin*, griech. **Katharina* ‚die Reine‘. *Käthe* — Kurzname für *Katharina*, s. oben. *Klaus* für **Nikolaus*, griech. ‚Volkssieger‘. *Knut*, dän. ‚der Stolz‘. *Kurt* zu *Konrad*, älter Kuonihard ‚der Kühne und Starke‘. *Linda* für *Dietlinde*, *Rosalinde* u. a. vgl. *Gerlinde*. *Lola* — Abkürzung von span. *Dolores* ‚die Schmerzensreiche‘. *Lothar* — Heerberühmter. **Lydia*, griech.-lat. ‚Mädchen aus Lydien. *Manfred* — Mann des Friedens. *Marga* von **Marga-*

rete, griech. ‚Perle‘. *Margit, Margrit* von franz. *Marguerite*, das auch Gänseblümchen bedeutet. *Marina* — russ. Erweiterung von **Marie*. *Marion* — franz. Ableitung von **Marie*. **Martin* latein. *Martinus* ‚der Kriegerische, dem Gotte Mars Gehörige‘. *Melitta*, griech. ‚Biene‘. **Monika*, griech. Ursprungs, ‚die Einsame‘. **Norbert*, ursprünglich *Nordbert* ‚berühmter Mann des Nordens‘. *Olaf*, norweg. ‚freier Mann‘. **Olga*, russ. Form für Helga, im 9. Jahrhundert entlehnt. *Otmar* ‚berühmt durch Besitz‘. *Ralf* — Kurzform von *Raginulf* = Rat + Wolf, oder *Radolf* in gleicher Bedeutung. *Regine*, latein. ‚Königin‘. *Reiner, Rainer, Reinhard* — der Ratsstarke. *Reingart* — etwa: die auf ihrem Hofe Rat Wissende. *Renate*, latein. ‚die Wiedergeborene‘. *Rosa*, latein. ‚Rose‘, auch Kurzform von *Rosalinde, Rosamunde, Roselinde, Rosemarie*. *Rosine*, ital. Koseform zu *Rosa*: *Rosina*. *Roswitha* — die Ruhmstarke. *Rotraut* — die an Ruhm Starke. *Rüdiger* — der Speerberühmte. *Ruth*, hebr. ‚Freundin‘. *Sibylle*, griech.-lat. Prophetin, oriental. Ursprungs. *Siegling* — die mit dem Schild Siegende. *Siegmund* — der den Sieg Schützende. *Sigrid*, nordisch ‚Siegreiterin‘. *Sonja*, russ. Kurzform für **Sophia*, griech. Weisheit. *Thea* — von *Dorothea* ‚Gottesgabe‘ oder griech. *Thea* ‚Göttin‘. *Udo*, Nebenform zu *Otto*: der an Erbgut Reiche. *Ulf* — Abkürzung der mit wulf ‚Wolf‘ gebildeten PN: *Wulfbert, Ulfoard* u. a. *Ulrich* — reich an Erbgut. **Ursula*, lat. ‚Bärchen‘. *Uwe*, fries., vielleicht zu *Uffo* ‚des Erbbesitzes Beschützer‘. *Vera*, russ. ‚Glaube‘. *Volker* — Volksspeer-Recke, Held der Nibelungensage. *Walter* — Heerwalter oder -führer. *Waltraud* — starke Herrscherin. *Waltrun* Beherrscherin der Runen. *Wanda*, poln. Pn. ‚Angel‘: die durch ihre Schönheit Männer Anlockende. *Werner* — Heerschützer. *Wiegand* — Kämpfer. *Wilfried* — Friedenswille oder Freude am Frieden. *Wilma*, weibliche Form zu *Wilmar* — der Vielberühmte. *Winfried* — Friedensfreund. *Wolfgang* — der nach dem Wolfe geht. *Wolfram* — Wolfrabe, wobei an Odins Rabe (hram) zu denken ist.

Die mit einem * bezeichneten Vornamen verdanken ihre Verbreitung dem vorreformatorischen Brauch, Kinder auf die Namen von christlichen Heiligen zu taufen.

Außer den angeführten, in der Prignitz mehr oder minder beliebten Vornamen sind ab und an noch Namen zu verzeichnen, deren Urträger mittelalterliche Heilige waren: *Anton(ius)*, *Franz(iscus)*, *Andreas* ‚der Mannhafte‘, *Irene* ‚Friede‘, *Klara* ‚die Lichte‘, *Luzie* (*Lucia*) ‚die Glänzende‘, *Elisabeth* und *Sabine*.

Neben der irischen *Brigitta* wurde im 14. Jahrhundert die schwedische *Birgitta* verehrt, neben *Katharina* die schwedische *Karin*. Die Kurzformen *Birgit, Britta* und *Karin* haben in jüngster Zeit bei deutschen Müttern starken Anklang gefunden.

Unsere Meisen

im Spiegel des Naturbeobachters

Dieses Thema dürfte gerade für den Anfänger in der Ornithologie, aber auch für den wissenschaftlich interessierten Vogelfreund von Bedeutung sein, denn gerade unsere Meisenarten stellen im Haushalt der Natur einen wichtigen Faktor dar. Die Meisen sind es, die infolge ihrer hohen Nachkommenschaft sehr dazu beitragen, daß in unseren Obstgärten, Anlagen und Wäldern die Garten- und Forstschädlinge nicht überhand nehmen. Zunächst möchte ich aber einmal alle unsere Meisenarten aufzählen. In unserem Kreis Perleberg werden wir zunächst mit der Kohl-, Blau- und Sumpfmeise an unserem Futterplatz — sei es im Garten oder am Fenster während der Winterzeit — Bekanntschaft machen. Und hier ist wiederum die Kohlmeise mit ihrer gelben Weste und dem schwarzen Längsstrich und den weißen Wangen wohl als die häufigste zu nennen. Dann kommt die zierlichere Blaumeise, die ebenfalls eine gelbe Unterseite hat, während sie oberseits blaugrünlich ist. Die Sumpfmeise kann man wohl als spärlich vorkommend bezeichnen, sie ist in Obstpflanzungen, Feldgehölzen, Laub- und Mischwäldern anzutreffen.

In den Nadelwäldern, besonders um Bollbrück herum, trifft man die mit einem Häubchen versehene Haubenmeise an.

Weiter trifft man die im Aussehen der Kohlmeise ähnliche, aber kleinere Tannenmeise an, die einen weißen Nackenfleck und eine grauweiße Unterseite hat.

Als ausgesprochene Insektenfresserin kann man wohl die Schwanzmeise bezeichnen, die man bei uns niemals am Futterplatz beobachten kann, dafür aber während der Winterszeit umherstreifend in unseren Gärten und Parkanlagen antrifft, wenn sie im Familienverband die Sträucher und Bäume nach Kerfen absucht und mit ihren langen, sogenannten Pfannentielen, im Gezweig hängt, aber stets nur wenige Augenblicke verweilt, um dann mit ihrem unverkennbaren Lockruf „zerr, zerr, titi, sisi“ weiterzuwandern.

Als weitere Meisenarten, möchte ich nur der Vollständigkeit halber anführen, gibt es noch die Lasurmeise, die Brutvogel in der Sowjetunion ist. Ferner die Lapplandmeise, die im Gegensatz zu der Sumpfmeise mit schwarzer Kopfplatte eine braune Kopfplatte besitzt. Die Trauermeise traf ich brütend im Gelände der Thermopylen in Griechenland an. Sie ähnelt der Weidenmeise, hat aber durch ihren kräftigen Schnabel mehr Kohl-



Kohlmeise



Blaumeise

meisenartiges an sich. Zu den seltenen Meisenarten gehören Beutel- und Bartmeise. In den östlichen Gebieten sind beide zu Hause. Während die Beutelmeise ein eiförmiges, geschlossenes Nest mit trichterförmigem Eingang baut, das sie an den Außenzweigen von Büschen und Bäumen und im Ried aufhängt, nistet die Bartmeise in einsamen, ausgedehnten Rohrdickichten. Das Nest steht tief am Grunde des Röhrichts, nahe am Wasser. Als Kuriosum darf ich noch erwähnen, daß ich in Nemonien (früheres Ostpreußen) Kinder antraf, die als Filzpantoffeln während des Winters die Nester von Beutelmeisen trugen, die naturgemäß schön warm und mollig sind.

Als Schüler und auch in späteren Jahren hatte ich mich ganz und gar der Beringung hingegeben und zeichnete mit Vorliebe alle unsere am Futterplatz erscheinenden Meisenarten, besonders aber die häufigen Kohlmeisen. Obwohl ich manche Kohlmeisen während des Winters mehrmals am Futterplatz wiederfang und freiließ, wunderte ich mich, daß ich von den beringten Meisen niemals eine nach einem Jahr oder später an derselben Stelle wiederfang. Auch die in den Nistkästen während der Brutzeit beringten Jungmeisen konnte man während der Herbst- und Winterszeit nicht mehr feststellen. Aber wie so manches Rätsel in der Vogelkunde durch die Beringung geklärt wurde, so wurde auch hier festgestellt, daß auch die Meisen wanderlustig sind. Obwohl wir immer annahmen, daß die Kohlmeisen Standvögel sind, so konnten wir durch die Beringung besonders bei Jungvögeln feststellen, daß sie bis zu 1200 km weit, vorwiegend in südwestlicher Richtung, bis Belgien, Frankreich und Italien ziehen. Auch die kleine Blaumeise, die überwiegend Standvogel ist, hat unter den Jungen wanderlustige Gesellen, die bis zu 1000 km von ihrem Geburtsort festgestellt wurden.

Obwohl die Tannenmeise bei uns Jahresvogel ist, findet doch ab September eine starke Zuwanderung dieser Meisenart in unsere Waldgebiete aus dem Nordosten statt. Sie ist wohl die Wanderlustigste unter den Meisenarten.

Die meisten unserer Meisenarten nisten in Naturhöhlen, die ihnen der große, mittlere und Kleinspecht zimmerte, doch nehmen sie gern auch von



Beutelmeise vor dem Nest

Menschenhand gefertigte Nisthöhlen an, in denen sie ihre zahlreiche Nachkommenschaft großziehen. Dort, wo natürliche Nisthöhlen und Nistkästen fehlen, findet man unsere Meisen an den ungewöhnlichsten Stellen nistend. So fand ich mehrmals Kohlmeisenester in Pumpenrohren. Im vorigen Jahre hatte eine Blaumeise in einem starken Gasrohr, das als Gartenpfosten Verwendung fand, ihr niedliches Nestchen mit 10 Eiern belegt, aus denen die Jungen nach zwölfzügiger Bebrütung schlüpften und von beiden Eltern liebevoll mit Insektennahrung versorgt wurden. Alle Jungen kamen nach zwei Wochen aus dem Gasrohr heraus und saßen nun in den Zweigen der Obstbäume und wurden von den Alten noch weiter gefüttert. Ob sie alle ihren natürlichen Feinden — Katze, Marder,

Wiesel und dem Sperber oder Hühnerhabicht, der diebischen Elster oder dem Eichelhäher — entkommen sind, weiß ich nicht, fest steht aber, daß einige von ihnen ihre Art erhalten werden und so zur Bereicherung unserer heimatlichen Natur beitragen.

Nun möchte ich noch etwas über die Haltung unserer Meisen in der Gefangenschaft berichten. Meisen im Gesellschaftskäfig vermögen durch ihre Munterkeit und Zahmheit ihrem Besitzer sehr genußreiche Stunden zu gewähren, und wer nicht auf den Gesang besonderen Wert legt, wird gerade an ihnen als gefiederte Zimmergenossen viel Freude erleben. Doch es ist nicht so einfach, sie auf die Dauer gesund zu erhalten, wie man gewöhnlich annimmt. Die Eingewöhnung macht zwar keine Schwierigkeiten, am wenigsten, wenn man eine ganze Gesellschaft zugleich käfigt oder schon eingewöhnte Exemplare besitzt. Zu beachten ist, daß man frischgefangene Meisen im Winter nicht ohne weiteres ins geheizte Zimmer bringen darf, weil der plötzliche Temperaturwechsel häufig ihren raschen Tod herbeiführt. Trockene und kohlendunstige Räume können sie schlecht vertragen, und deshalb ist es besser, wenn sie im ungeheizten Zimmer überwintern. Als ich noch im elterlichen Hause in Neustrelitz wohnte, hatte ich Gelegenheit, in jedem Winter bis zum Frühjahr in meiner Vogelstube einige Kohl- und Blaumeisen sowie die schwarzkappigen Sumpfmeisen zu halten, die alle die anziehenden Eigenschaften ihres Wesens zur Geltung brachten.

So zahm sie wurden, so bewahrten sie doch stets eine gewisse Selbständigkeit, selbst wenn man ihnen Freiflug im Zimmer gestattete. Die Vogelstube oder der geräumige Gesellschaftskäfig sollte stets außer mit Sitzstangen auch mit natürlichen Zweigen reich ausgestattet sein, damit die Meisen ihre lustigen Kletterkünste üben können.

Sehr gut ist es, wenn die Rückwand der Vogelstube oder des Käfigs mit natürlicher Baumrinde versehen ist. Einige Schlafkistchen dürfen nicht fehlen, ebenso ist ein großes Badehaus für diese leidenschaftlichen Wasserfreunde ein unbedingtes Bedürfnis. Alle Meisen beanspruchen eine sinn-gemäße Doppelfütterung, wenn sie dauernd bei guter Gesundheit und voller Munterkeit bleiben sollen. Will man sie auch im Sommer halten, so gebe man nur Weichfutter und Mehlwürmer, im Winter jedoch außer diesem auch Körnerfutter und zwar für die großen Arten hauptsächlich Hanf, Sonnenblumen- und Kürbiskerne, für die Sumpfmeise auch Erlen-samen.

Wenn ich nun noch zum Abschluß meiner Ausführungen etwas über den Schutz und die Ansiedlung unserer Meisen sagen möchte, so tue ich es, weil es ja bekannt ist, daß morsche und hohle Bäume aus unserer Land-schaft mehr und mehr verschwinden und daher an natürlichen Nisthöhlen für unsere Höhlenbrüter, zu denen ja insbesondere unsere angeführten Meisenarten mit Ausnahme der Schwanzmeise, Bart- und Beutelmeise ge-hören, ein großer Mangel herrscht. Deshalb sollten jeder Vogelfreund und besonders die Gartenbesitzer und Stadtverwaltungen, die über größere Parkanlagen verfügen, Nistkästen für unsere Meisen aufhängen. Sie sind leicht anzufertigen und sollten für Kohlmeisen ein Flugloch von 32 mm, für Blau- und Sumpfmeisen ein solches von 28 bis 29 mm aufweisen. Alle Meisenarten lieben eine niedrige Anbringung der Nistkästen, sie sollten in drei bis fünf Meter Höhe an Bäumen angebracht werden.

Die Erhaltung unserer Meisenbestände trägt wesentlich dazu bei, unsere Beeren- und Kernobsternte ertragreicher zu gestalten.

Gerade unserer Jugend möchte ich bei dieser Gelegenheit mahnende Worte sagen: „Schießt nicht mit euren Gummischleudern in den Parkanlagen auf vermeintliche Spatzen, denn meistens fallen euch dabei die so eifrigen Insektenvertilger, wie es die Meisen, Kleiber, Baumläufer, Rotkehlchen und Fliegenschnäpper sind, zum Opfer. Deshalb hinweg mit den Katapul-ten zum Schutze unserer arg bedrängten Vogelwelt. Bedenkt dabei, daß ihr auch die Vögel ängstigt oder verjagt, die ihr nicht trifft!

Wie arm wären unsere Städte und Dörfer und ihre Umgebung ohne das lustige Meisenvolk.

Wir stellen Mitarbeiter vor

Der Mitarbeiterkreis unserer Zeitschrift hat sich in den letzten Monaten, besonders durch die Ausdehnung der Arbeit auf die gesamte Prignitz, wesentlich vergrößert. Wir kommen deshalb gern dem Wunsche unserer Leser nach, Mitarbeiter vorzustellen und bekanntzumachen.



Zeichnung: H. Seiler

Herr Willi Westermann, Cumlosen, ist seit dem Bestehen unserer Zeitschrift eng mit ihr verbunden. Seine Liebe zur Heimat führt ihm die Feder. Unermüdlich forscht er in alten Dokumenten und Schriftstücken, um Zusammenhänge zu ergründen und die Geschichte seiner engeren Heimat der Bevölkerung lebendig werden zu lassen. Wo könnte er das — außer in der Darstellung in der Zeitschrift — besser tun, als in der Heimatstube Cumlosen, die im Wesentlichen sein Werk ist.

Willi Westermann ist Naturfreund, ohne Naturschwärmer zu bleiben. Am gesellschaftlichen Leben seiner Gemeinde nimmt er regen Anteil. In manchen Kommissionen hat sein Wort Gewicht und Bedeutung. Als Vorsitzender der Ortsgruppe des Kulturbundes liegt ihm die Kulturarbeit des Ortes am Herzen, insbesondere die Verschönerung des Dorfbildes.

Dem Wirken des nunmehr 43jährigen Bundesfreundes ist es zu verdanken, daß „Unsere Heimat“ in fast allen Familien seines Ortes zum allmonatlich erwarteten Freund geworden ist.

Das Heft enthält:

	Seite
Aus dem Aufruf des Kreis-Maikomitees	129
Otto Klingner: Das Internat der Goethe-Oberschule in Perleberg	130
Wilhelm Fubel: Havelberger Schiffs-, Wind- und Wassermühlen	132
Wilhelm Fubel: Die Lehmkuhle in Havelberg	140
Johannes R. Becher: Danksagung (Gedicht)	143
Will Anders: Die Franzosen in Kyritz (Fortsetzung)	144
Martha Tiedke: Up Wannerschaft (Gedicht)	147
H. Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge (Fortsetzung)	149
Dr. A. E. Graf: Unsere Vornamen im Wechsel der Zeiten (Fortsetzung)	153
Konrad Krüger: Unsere Meisen im Spiegel des Naturbeobachters	156
Wir stellen Mitarbeiter vor	160

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Str. 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Blick vom Weinberg ins Stepenitztal . Aufn.: Konrad Krüger, Perleberg
Maiheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 254-57 - 6594



Aufn.: Max Zeisig, Perleberg

Forsthaus Alte Eichen . Ehemalige Ausflugsstätte bei Perleberg